Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch

Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde

Band: 11 (1888)

Artikel: Eine schweizerische Gesandtschaft an den französischen Hof in den

Jahren 1687 und 1688

Autor: Escher, C.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-985855

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Eine schweizerische Gesandtschaft an den französischen Hof in den Jahren 1687 und 1688.

Von Dr. Cb. Eicher.

Die Zeit Ludwig XIV bietet uns im Ganzen kein erfreuliches Bild und wenn je, so galt damals der Grundsatz: Gewalt geht vor Recht. Die so sehr über Hand nehmende Lust der Schweizer in fremde Kriegszienster su treten und in aller Herren Länder, oft sogar in sich seinblich gegenüber stehenden Heeren zu dienen, rief bald einem andern für uns wenig ehrenvollen Sprichwort. Um so gerechtsertigter mag es daher sein, mit einer geschichtlichen Begebenheit aus jener Zeit weitere Kreise bekannt zu machen, bei welcher die handelnden Personen so lange als möglich gegen die Gewalt angekämpft haben, von dem Geiste der Corruption sich aber völlig frei sühlten. Gerade im die sich rigen Taschenbuch wollen wir diese Begebenheit schilbern, weil beim Erscheinen desselben genau zweihundert Jahre seit dem benkwürdigen Vorgang versstrichen sind.

Seit unvordenklichen Zeiten besaß die Stadt Genf Zehnten und andere bedeutende Gefälle und Rechte in der benachbarten Landschaft Gex. Letztere gehörte seit Anfang des siedzehnten Jahrhunderts Frankreich und es erstreckten sich die Verfolgungen der Protestanten, welche Ludwig XIV. gegen Ende desselben in Scene setzte, auch auf dieses Gebiet. Jene Gefälle waren meist infolge der Reformation durch Säkularisirung vom Stift St. Peter an die Stadt Genf übergegangen. Obschon eine Reihe

von Staatsverträgen die vollzogene Aenderung fanktionirt hatten, glaubten gleichwohl der Probst und das Rapitel zu Annecy, die sich noch als Nach= folger jenes Stifts ansahen, ben Augenblick gekommen, wo sie sich wieder Recht verschaffen könnten. Sie betrachteten diejenigen, welche durch die Reformation Rechte erworben hatten, als Ujurpatoren. Sie verlangten Herausgabe jener Gefälle und hatten zum jetzigen Inhaber bes französischen Throns das vollste Zutrauen, daß er diesem Zustand der Gewalt ein Ende machen werde. Ludwig XIV., in bergleichen Sachen gänzlich unter dem Einfluß seiner "Gewissensräthe", den Beichtvater La Chaise an deren Spitze, behandelte diese Ansprüche nicht als Staats-, sondern als "Partikularsache" und wies sie zum Entscheid an den Parlaments-Hof in Dijon, womit die Geiftlichen ihr Spiel bereits für gewonnen hielten. Dieser Gerichtshof hatte dann auch nicht ermangelt, mit Bezug auf den Zehnten von Moin ein Genf ungünstiges Urtheil auszufällen und bereits wurde die Stadt vorgeladen, auf eine neue Klage in's Recht zu antworten. Diesmal forberte das Rapitel die Herausgabe aller übrigen Gefälle im Lande Ger, welche zunächst einige tausend Franken ausmachten und überdies der Summen, welche Genf seit der Reformation auf Grund berselben bezogen habe. Da es sich ber letztern Forderung wegen um einen Betrag von nahezu brei Millionen handeln mochte, so strengte sich diese Stadt nun auf's Aeußerste an, ihre Rechte zu schützen und wandte sich in ihrer Bedrängniß auch an ihre Verbündeten, die evangelischen eid= genössischen Orte, sie um ihre Hülfe bittend. Auf einer Conferenz zu Aarau gelang es dem Syndikus Trembley die Abgeordneten der Orte für Genf gunstig zu stimmen. Man fürchtete, daß das Vorgehen der Chor= herren zu Annech als ansteckendes Beispiel wirken und auch der eine und andere eidgenössische Ort in ahnlicher Weise belangt werden könnte. Aus verschiedenen Gründen hatte sich die Stimmung gegen Frankreich bei den evangelischen Orten in letzter Zeit verschlimmert und es gab für die= selben Gründe genug, gegenüber dem mächtigen König auf der Hut zu sein. Man beschloß nicht nur ein Schreiben mit ber Bitte um Aufschub an den König abgehen zu lassen, sondern auch eine Gesandtschaft, mit dem Rang wirklicher Botschafter ausgerüftet, an benselben abzusenden.

Zu Gesandten wählte die Conferenz den Bürgermeister Heinrich Escher von Zürich und den Venner Niklaus Daxelhofer von Bern, zwei Männer, welche damals in der Eidgenossenschaft in hohem Ansehen stunden und von denen sich annehmen ließ, daß sie den Anmaßungen des französsischen Königs mit der nöthigen Festigkeit gegenübertreten werden.

Ihre Aufgabe wurde folgendermaßen festgestellt: Dem König nach ben üblichen Höflichkeiten und seinen Ministern, die wahre Beschaffenheit bes Handels, namentlich in Verbindung mit mehreren ältern und von ihm selbst bestätigten Verträgen vorzustellen und mit eben so viel Stärke als Ehrerbietung auf Erfüllung des königlichen Worts zu bringen. Hin= sichtlich des Ceremoniells bei ihrem Empfang sollten sich die Gefandten an die "Traktamente" im Jahre 1663 halten, da anständigere "Curialien" schwerlich zu erlangen sein würden und nur insoweit davon abweichen als es der Unterschied jener Zwischengesandtschaften, die einzig zu Ehren des Königs abgeordnet waren, gegenüber der jetzigen, die, um etwas zu begehren, an den Hof abgeschickt werde, zu fordern scheine. Wichtig war die Frage des Ceremoniells darum, weil Ludwig XIV. die kleinen Staaten immer mehr von sich abhängig zu machen suchte; hätte man sich nun in den Empfangsförmlichkeiten etwas vergeben, so würde dieß bald gegen die Eidgenossen zu ihrem Nachtheil ausgebeutet worden sein und hätten sie sich später immer größere Erniedrigung gefallen lassen müssen. Bei allen entscheibenden Schritten sollten die Gesandten möglichst in Uebereinstimmung mit dem genferischen Gesandten, dem Syndikus Lefort, ben sie in Paris treffen werden, handeln.

Was nun die Personen der eidgenössischen Gesandten anbetrifft, so hatte sich der neben andern an der Spitze des bernischen Staatswesens stehende Darelhoser bereits im Jahre 1672 durch seine Charaktersestisckeit rühmlich hervorgethan. Derselbe diente damals im Bernerregiment unter Ludwig XIV. Die Schweizertruppen, deren Aufgabe nach den Verträgen eine mehr desensive war, wurden nun unerwarteter Weise gegen Holland geführt, mit welchem Lande die evangelischen Orte mehrsache Bande verzeinigten. Als das bernische Regiment sich weigerte im Clevischen über

ben Rhein zu gehen und in Westphalen einzudringen, ließ der Prinz von Conde dasselbe durch französsische Truppen umringen, worauf der größte Theil gehorchte; einige Soldaten, die sich weigerten, wurden niedergemacht. Der Hauptmann Darelhoser aber protestirte gegen den Vertragsbruch, zerbrach in der Aufregung und um seinem Entschluß mehr Nachdruck zu verleihen, seine Picke und führte, gesolgt von seinen vier Söhnen, die Soldaten, die sich, dem geleisteten Side treu, weigerten, an dem Angriff auf Reichslande Theil zu nehmen, nach der Schweiz zurück. Wenn der bernerische Gesandte vondaher nicht gerade eine beliebte Persönlichkeit beim französsischen Hos sein mußte, so kam noch hinzu, daß Bern überhaupt zu jener Zeit nicht die Sunst des Königs genoß. Dieser Stand hatte nämlich die Rekrutirung für die französsischen König, der gleichwohl der schweizerischen Truppen sehr benöthigt war, verstimmte.

Heinrich Escher, seit 1676 zürcherischer Bürgermeister, damals 61 Jahre alt, konnte eher als eine dem französischen Hof angenehme Persönlichkeit betrachtet werden. Doch hatte auch er gegenüber der ränkevollen Politik des französischen Hofs immer seine volle Unabhängigkeit und männliche Festigkeit bewahrt.

Escher war schon einmal als Gesandter in Paris gewesen, nämlich im Jahr 1663 mit dem Bankier Hochreutiner von St. Gallen. Damals wurde ein neuer Bund mit Frankreich abgeschlosse und mußte von einer zahlreichen Gesandtschaft, an deren Spitze der Bürgermeister Waser von Zürich stund, in Paris beschworen werden. Vorher hätten aber noch gewisse alte Privilegien der schweizerischen Kausseute in Handels- und Zollssachen geordnet werden sollen. Die schweizerischen Kausseute sandteute sandten zu diesem Zweck und als Sachverständige bei den dießfälligen Verhandlungen Escher und Haris ab, ohne daß dieselben viel Gelegensheit sanden, für ihre Sache zu wirken. Den Franzosen war es nur um den Bundesschwur zu thun; den schweizerischen Kausseuten ihre alten Handelsprivilegien zu erneuern, entsprach ihren Wünschen nicht; sie wußten die "große Gesandtschaft" mit Gastereien und allerlei Kurzweil so gut zu

unterhalten, daß dieselbe für jene wichtigen Verhandlungen keine Zeit fand. Das übrige thaten schöne Geschenke und nach Beschwörung des Bundes eilten die Gesandten heim. Die Deputirten der Kaufleute aber erhielten nun, wenn sie auf die Sache zurückkommen wollten, ausweichenden, oder von den einen gar groben Bescheid, und waren weit davon entfernt, ihr Ziel zu erreichen. Von andern wurde ihnen allerdings viel Höflichkeit erwiesen, wobei es aber nicht immer ernst gemeint war, so z. B. als ber Herzog von Mazarin ihnen anbot, sie bis nach Basel in seinem Wagen fahren zu lassen. Sie lehnten dieses Anerbieten höflich ab und machten sich so nicht besselben Fehlers schuldig, den jene Luzerner Dorfpfarrer sechzig Jahre später gegenüber dem päpstlichen Nuntius Passionaci begangen Letzterer nämlich, als er im sogenannten Udligenschwylerhandel die Pfarrer gegen die Regierung aufhetzte, lud einmal einige zur Tafel. Diese nahmen an, in der völligen Ueberzeugung, durch einen Abschlag Ihrer Eminenz zu miffallen. Passionaei, ber dieses Entgegenkommen nicht gewünscht hatte, soll bann zu seinem Sekretar gesagt haben: Isti rustici non intelligunt verbum honoris. (Diese Bauernlümmel verstehen eine anständige Sprache nicht.)

Die Deputirten der Kaufleute fühlten sich, trotz solchen Höstlichkeiten, durch die Behandlung, welche ihnen zu Theil wurde, schwer gekränkt, und Escher siel vor Aufregung über das niederträchtige und treulose Gebahren des französischen Ministers in eine schwere Krankheit, welche ihn vierzehn Tage an das Bett sesselte. Die Aerzte verboten ihm, an der Abschiedsvisite bei Colbert Theil zu nehmen, damit er seinen Zustand nicht verschlimmere. Er hatte nämlich bereits alle die derben Wahrheiten aufgeschrieben, welche er dem Minister bei diesem Anlaß noch in's Gesicht sagen wollte.

Gleichwohl war diese Reise für Escher nicht umsonst; die gemachten Erfahrungen kamen ihm später zu statten und wurde er, der auch der französischen Sprache vollständig mächtig war, unter anderm gerade darum für die jetzt zu beschreibende Gesandtschaft ausgewählt. Er hatte das Spiel, das mit der sogenannten "großen Gesandtschaft" getrieben wurde, durchschaut; die Bestechlichkeit und den Eigennutz der einen, die

Unwissenheit und Leichtgläubigkeit der andern, die Trennung unter den Gesandten, und wie das alles von den Franzosen auf eine Weise benutz wurde, welche die Ehre der Schweiz auf's Höchste verletzte. Worte aus Eicher's leider nur noch in Auszügen vorhandenem Tagebuch sind bezeichnend: "Augenblicklich fanden sich nach der Ankunft in Paris bei den Gesandten allerlei Hosschranzen und Tellerschlecker ein, die alle ihre Person meisterlich zu spielen wußten, wie La Barbe, Berlize, Giraud, die Ceremonienmeister, dann Mouslier, Fries, Daboud; jene sagten, man solle sich kecklich auf sie verlassen, ben Schweizern werde widerfahren, was andern Gesandten ihrer Qualität; inmittelst gewannen sie einen nach bem andern. Als es nun an's Handeln ging wegen der besonderen Unsprachen, wär's nit anderst als ein Bursch (Schaar) Schulerbuben, bavon die einen hinein, die andern hinauslaufen. Die Antichamber war immer von Mouslier, Fries und andern besetzt, um diesem oder jenem das Maul wäßrig zu machen, wie dann auch Waser, Werdmüller, Wagner und andere ihre Sache wohl gemacht und indessen bas gemeine Wesen verkauft haben. Für die Kaufleute zeigten zwar die Abgesandten guten Willen; benn wir gewaltige Kräm versprachen; allein balb ließ man unser Geschäft liegen. Der Vormittag wurde wohl mit Rathschlagen, ber Nachmittag aber mit Saufen zugebracht, und als ber Bunbschwur vorüber, die Rettenen und Ringe ausgetheilt, dachte ein jeder auf die Abreise. Das schlechte Verhalten hat bei den englischen und holländischen Ministern solchen Unwillen erweckt, daß sie mit ihnen keine Gemeinschaft haben wollen, und sich vernehmen lassen, man sollte sie zu scharfer Verantwor= tung ziehen," und weiter: "fagt mir jemand: hat es benn gar keine ehrliche Leute gehabt? so antworte ich: Der meiste Theil ist von dem Eigennut so eingenommen gewesen, daß sie den gemeinen Ruten und alle Ehre vergaßen und ob es zwar ehrliche Leute dabei gewesen, so mußten sie gleichwohl helfen die Unehre tragen. Obschon ich keinen An= theil hierin habe, wollt ich mein eigen Gut hingeben. ich hätte nit sehen und hören müssen, was ich gesehen und gehört habe."

Nach dieser Einleitung gehen wir nun zur Schilderung der Gesandt= schaft von 1687 über, wobei wir der amtlichen Relation des Gesandtschaft= sekretärs Goßweiler, dem nicht gedruckten Reisetagebuch des Bürgermeisters selbst und der ebenfalls wenig bekannten Lebensbeschreibung desselben folgen. Wie vortheilhaft sticht das Benehmen unserer Gesandten ab von dem servilen und seilen Betragen der "großen Gesandtschaft" vom Jahr 1663!

Sehr richtig sind die Betrachtungen, welche Escher selbst einmal über dergleichen Sendungen niedergeschrieben hat: "aber auch der Stand selbst hat sich zu gewahren, wen er abordnen wolle, wyl nit jeder dazu tauglich, sondern unpassionirte, nüchterne, resolvierte und freigebige Personen ersordert werden. Ueberhaupt aber soll sich jeder ehrliche Mann vor dergleichen Generalgesandtschaften hüten; diewyl die Orte (Kantone) unglyche Interessen und Religion, die Gesandten von unglycher Gemüthkart, so ist niemals Reputation zu erholen."

Umsonst hatte der Zürcher Bürgermeister, namentlich auch "wegen schwacher Lybsdisposition" versucht, den Auftrag abzulehnen; er mußte sich fügen und machte sich dann am 5. September mit etwas schwerem Herzen und mit folgendem Geleit auf die Reise: Den zürcherischen Ge= sandten, der sich in der Sänfte tragen ließ, begleiteten zunächst zwei Diener zu Pferde und zwei solche zu Fuß, alle in der Stadtfarbe. Sodann folgte Rathsherr Christoph Werdmüller mit einem Diener zu Pferd, hierauf ber Gesandtschaftsselretär Unterschreiber Hans Raspar Gogweiler mit einem reitenden Diener in der Stadtfarbe und zusetzt die Söhne des Bürger= meisters, Hs. Conrad und Hs. Rudolf, damals im Alter von sechsunddreißig und fünfundzwanzig Jahren stehend, mit einem Diener, alle zu Pferd. Ein Maulthier trug bas Gepäck und ein Handpferd für den Gesandten Die Diener waren Melchior Ringgli, Jakob Eberhard, Quartier= meister Zollinger, Hans Wirth, Rudolf Golbschmid, Heinrich Erni. Die Reise ging über Basel, Montbeliard, Langres, Bar sur Seine, Tropes, Charenton nach Paris, woselbst die Gesandtschaft am 26. September, also nach einundzwanzig Tagen, anlangte. In Basel wurde die Zürcher Gesandtschaft von der dortigen Behörde nach Hüningen geführt, woselbst man die gerade damals von Ludwig XIV, neu erstellten Festungswerke

besah. In Tropes traf sie zusammen mit der Berner Gesandtschaft, welche außer Darelhoser aus zwei Effinger von Wildeck, seinen Schwägern, seinem Sohn, Offizier in Holland und dem Nathscrspektanten Ernst als Gesandtschaftssekretär bestund. In Charenton blieb man zwei Tage, um sich von den Reisestrapazen etwas zu erholen; der Genser Gesandte Lefort, der schon in Paris eingetroffen war, stellte sich hier mit seinen Begleitern Socin und Hauptmann Frei von Basel vor und es fand dann am 26. der Einzug in Paris in solgender Ordnung statt: Voran die Handpserde von Dienern gesührt, dann die übrigen Diener, dann die Gesandten in einer mit sechs Pferden bespannten Kutsche und zuletzt die Suite. Die gesammte Gesandtschaft stieg im hôtel de la reine Marguerite ab, wo sie monatlich Fr. 500 für das Logis bezahlen mußte.

Mit dem Genfer Gesandten wurde nun zunächst verabredet, daß sein Sekretär Mestrezat ein Memorial aussetzen solle, in welchem ausseschührt würde, wie alle die streitigen Gesälle an die Stadt Genf gestommen seien, in welchen Verträgen dieselben erwähnt, in welcher Weise sie schon angesochten worden und wie man sich dann diesfalls verständigt habe, oder welche Rechtschandlungen bezüglich derselben erfolgt seien. Ein solches Memorial wurde dann auch wirklich später dem Minister übergeben.

Es erschien sodann bei den Gesandten der königliche Geremonien= meister Giraud, welcher ersucht wurde, um eine Audienz für die Gesandtsichaft beim Minister nachsuchen zu wollen, dagegen darauf hinzuwirken, daß sich die Gesandtschaft dem königlichen Haus, d. h. der Königin und dem Dauphin, nicht vorstellen müsse, wenn es wenigstens der König nicht verlange. Auch der Schweizeroberste Stuppa und Oberst von Erlach stellten sich den Gesandten vor und konnten nicht genug beronen, wie schwierig die Ausgabe der Gesandtschaft sein werde.

Am 28. September wurde der Sekretär Goßweiler nach Fontainebleau gesandt, um bei dem Minister Colbert de Croissy, dem Bruder des schon erwähnten Ministers aus dem Jahre 1663 um die Audienz nachzusuchen. Derselbe kehrte am 30. wieder zurück; es ersorderte nämlich damals die

Reise nach Fontainebleau, wo sich zur Zeit der Hof noch aufhielt, zwei Tage.

Sonntag ben 2. Oktober reisten nun auch die beiden Gesandten nach Fontainebleau, wo sie am 3. anlangten und nun zunächst den Generallieutenant Stuppa, einen italienischen Graubündner und Baslerbürger, Bruder des Obersten gleichen Namens, sahen. Ersterer nahm in den Schweizertruppen eine hervorragende Stelle ein, hatte er doch dem König den Nath gegeben, die Freikompagnien zu organissiren und so auf Koslen der Schweizer die Interessen des Königs wesentlich gefördert. Dieser schlaue und höchst unzuverläßige Mann bot den Gesandten seine guten Dienste an und konnte auch nicht umhin zu versichern, wie schwer ihre Ausgabe sei, namentlich weil Bern dem König bezüglich der Rekruten so große Schwierigkeiten bereite. Darelhoser würde sich deßhalb jedenfalls auf einen ernsten Berweiß gesast machen müssen.

Auf Dienstag, Morgens 8 Uhr, war nun die erste Audienz beim Staatssekretär Colbert festgesetzt; den Gesandten wurde aber mitgetheilt, daß nach dem früher geltenden Ceremoniell der Minister ihnen beim Empfang nicht den Bortritt gestatten, vielmehr ihnen vorangehen werde, ohne ihnen die rechte Hand zu lassen. Da bei früheren Anläßen schweizzerische Gesandte vom Minister an der Hand eingeführt worden waren, so konnte diese Mittheilung nicht nach ihren Wünschen sein. Alle ihre Einreden halsen aber nichts, es wurde erklärt, daß an diesem altherskömmlichen Ceremoniel nichts geändert werden könne.

Am 4. Oktober früh holte sie Giraud ab und geleitete sie zu dem Minister. Herr Croissy empfing sie im ersten Zimmer, geleitete sie durch zwei solgende, ihnen immer vorangehend, und hieß sie dann sitzen. Nachdem sie alle die Hüte aufgesetzt hatten, hielt Escher seinen kurzen Vortrag zur Vorstellung, oder "legte", wie er sich ausdrückt, "sein Kompliment ab". Hierauf anwortete der Minister mit der Versicherung, wie lieb und werth die Eidgenossen dem König seien, insbesondere könne sich derselbe mit dem Verhalten Zürich's wohl zusrieden erklären; nicht ganz so sei es aber mit Bern, auch wundere sich Ihre Majestät, daß man einen Mann als

Gesandten schicke, der sich in des Königs Dienst durch seine "grands emportements" (weitgehende Uebereilung) ausgezeichnet habe. Die Sache selbst betreffend, so hatten sich die Eidgenossen besser nicht in die Angelegenheit Genf's eingemischt, da sie eine reine Partikularsache sei. handle sich übrigens nur um einige tausend Franken und wolle der König den Prozest vor dem ordentlichen Richter seinen Lauf lassen; ihm sei es gleichgültig, ob die Gefälle dem Peter oder dem Hans gehören. Verträge kommen hier kaum zur Anwendung, namentlich enthalte ber Bundesvertrag gar keine bezüglichen Bestimmungen. Die Gesandten wehrten diese Ausfälle mit aller Ehrerbietung und Würde ab und baten um weitere Audienz, in welcher sie hoffen an der Hand ihrer Dokumente und Beweise den Minister eines Bessern belehren zu können; Darelhofer aber nahm seine Regierung und seine eigene Person ben übelwollenben Bemerkungen bes Ministers gegenüber fräftigst in Schutz. Nachdem der lettere versprochen mit dem König zu reben und wieder Bescheid zu geben kehrten die Botschafter, so wie sie gekommen, wieder in ihre Wohnung zurück.

Am 6. erschienen die Ceremonienmeister Bonveil und Giraub bei ben Gesandten, um ihnen für künftigen Sonntag eine Audienz beim König zu verheißen. Auf die Frage, mit welchen Ceremonien dieselbe vor sich gehen werde, erhielten sie zur Antwort: sie, die beiden Abgeordeneten, werden die Gesandten in zweispännigen Wagen abholen und vor den König sühren; diese werden denselben auf einer Erhöhung sinden, die drei Referenzen machend, sich ihm nähern und nach gebotener rechter Hand mit entblößtem Haupt sprechen. Der König werde sie bedeckt anhören, doch bei gewissen Ausdrücken seinen Hut abnehmen. Unsere Gesandten fanden, daß sie dieses Ceremoniell, als ihrer Instruktion nicht entsprechend, kaum annehmen können und verlangten wie andere Gesandte der ersten Elasse behandelt zu werden, nämlich in einem mit vier oder gar sechs Pserden bespannten Wagen abgeholt, unten an der Treppe von einem Ritter des heiligen Geistes und oben von einem Hauptmann der Leibwache empfangen zu werden und mitten durch die Spalier bilbenden

Hundert Schweizer in den Audienzsaal einzutreten. Die Ceremoniensbeamten beurlaubten sich für eine Weile, erschienen aber bald wieder mit dem Bericht, daß an dem zunächst mitgetheilten Ceremoniell nichts geändert werden könne; die im Jahr 1663 der "großen Gesandtschaft" erwiesenen Ehrenbezeugungen können für den vorliegenden Fall kein Präjudiz bilden.

Sofort wurde nun ein Courier nach der Schweiz abgefertigt und den Regierungen ein Bericht über die Sachlage erstattet; sie schlossen denselben mit der Bemerkung, daß es vielleicht besser wäre, sich unverrichteter Sache zurück zu ziehen, als sich einem unschicklichen "Traktement" zu unterwerfen, daß sie, die Gesandten, obschon schuldig und bereit, die Besehle der Obrigkeit zu vollziehen, dennoch für ihre Personen wünschten, Schritten auszuweichen, die ihnen den Tadel der Zeitgenossen und der Nachwelt zuzziehen müßten.

Die Gesandten kehrten dann nach Paris zurück und statteten dem kursürstlich brandenburgischen Gesandten Spanheim, einem hochgebildeten und zugleich sehr gewandten und ersahrenen Mann, einen Besuch ab. Derselbe theilte ihnen mit, daß er sie nicht nur als geborner Genser, wo er könne unterstützen werde, sondern auch von seinem Herrn hiezu ausdrücklich angewiesen sei. In der That fanden dann die Schweizer Gesandten in der Folge Spanheim immer bereit, ihnen mit seinem sachstundigen und wohlgemeinten Nath an die Hand zu gehen. Er billigte ganz ihr Verhalten gegenüber den Ceremonienmeistern. Sie statteten auch der Herzogin von Nemours, geborene Longueville, Fürstin von Neuensburg, Besuch ab; dieselbe empsieng die Gesandten, gleich Landsleuten, mit einem freundlichen Kuß.

Im weitern wurde die Zeit dis zur Kückkehr des Couriers zum Besehen der Merkwürdigkeiten der Stadt, welche sich gerade in letzter Zeit sehr verschönert hatte, benützt: Escher besuchte den Geschützgießer Hans Balthasar Keller von Zürich, der im Zeughause wohnte und in Paris, als mit der Leitung der königlichen Erzgießereien betraut, eine angesehene Stelle einnahm. Mit diesem Mann verkehrte dann der Zürcher Gesandte in der Folge häusig und bediente sich auch etwa seiner Equipage oder, wie es in der Rechnung heißt, seiner "Gautsche".

Mit großem Widerwillen sah er auf der place des victoires das bem König zu Ehren errichtete Denkmal, welches Ludwig XIV. in Erz vorstellte, wie ihm ein Engel einen Lorbeerkranz aufsetzt. Unter des Königs Fuß, an den vier Eden des Postaments, budten sich vier mit Ketten angeschmiedete Sklaven, Spanien, das deutsche Reich, Holland und Algier, die besiegten Länder vorstellend. Rings um das Biedestal herum waren bes Königs Siege, die von ihm erbauten Städte und Festungen, Rirchen und Rlöster verzeichnet und seine besondern Thaten, unter anderm auch die Verfolgung der Hugenotten, angegeben. Vier Laternen auf Marmorfäulen rings um das Denkmal hatten den großen König Tag und Nacht beleuchten sollen. Escher erfüllte der Anblick dieses Denkmals mit Indignation und er schrieb darüber an einen seiner Freunde: "Raum kann ich glauben, daß eine solche Abgötterei ungerochen bleibe und nicht bald die göttliche Gerechtigkeit erwachen werde, um die menschliche Hof= fahrt zu Schanden zu machen". Wirklich hat dann auch hundert Jahre später die Revolution dieses Denkmal dem Erdboden gleich gemacht!

Von Schweizern, die sich in Paris aufhielten, wurden die Gesandten häufig besucht, namentlich auch von Schweizer-Offizieren, deren es damals in französischem Dienst etwa 850 bei 25,000 Mann Schweizertruppen gab.

Oft wohnte Escher auch bem beutschen Gottesbienst im brandensburgischen Gesandtschaftshotel an. Er, ein tief religiös denkender Mann, fand Gesallen an dem deutschen Gesandtschaftsprediger Schier. Zedesmal zeichnete er nach einer Predigt nicht nur den behandelten Text in seinem Tagebuch auf, sondern er schrieb selbst die hauptsächlichsten vom Prediger ausgeführten Gedanken in kurzen Sähen nieder.

Aber auch den Zweck ihrer Entsendung verloren unsere Gesandten selbstwerständlich nicht aus dem Auge: Sie beriethen sorgfältigst ihr weiteres Vorgehen. Wie ernst es diesfalls genommen wurde, zeigt deutlich das mehrerwähnte Tagebuch, wo die bei diesen Berathungen von den Gesandten gemachten Erwägungen und die ausschlaggebenden Gesichtspunkte in klarer und scharfer Ausdrucksweise aufgezeichnet sind. Bei solchen Berathungen kam es dann freilich einige Mal vor, daß der Berner und

ber Zürcher sich nicht einigen konnten, namentlich später, als ihnen ob ben beständigen Mißersolgen etwa der Geduldsaden zu reißen drohte. Der Berner Gesandte scheint etwas heftigen Temparaments und schrossen Sinnes gewesen zu sein; er konnte sich nicht leicht entschließen, dem Minister, der sie so oft von oben herab behandelte, immer wieder beizukommen zu trachten. Der Zürcher dagegen glaubte, kein Mittel unsversucht lassen zu sollen. Mehrmals kam es dann freilich zu harten Worten und gegenseitigen Vorwürsen. So schrieb unter anderm Escher unterm 27. November in sein Tagebuch: "Nachmittag wollte ich mit meinem Herrn Collegen wegen Aufsatz des Memoriale und nachher vorshabender Reis nach Versailles freundlich mich ersprachen, weilen er sich aber ziemlich alterirt, habe ich ihm angedeutet, wann er immer nur balgen wölle, könne ich nichts mehr mit ihme handeln, und sind also im unwillen von einander geschieden."

Da sie mit der Beanspruchung des Ceremoniells beim Empfang "der großen Gesandtschaft" von 1663 so wenig Glück gehabt hatten, kamen sie auf den Gedanken, sich auf eine im Sahr 1634 an den frangösischen Hof abgegangene Botschaft und auf die damals inne gehaltenen Förmlichkeiten zu beziehen. Sie baten nun ihre Regierungen, ihnen mitzutheilen, was über jene Gesandtschaft in den Archiven zu finden sei. Damals waren nämlich auch im Namen der evangelischen Orte der Seckelmeister Hirzel von Zürich, Rathsherr Ludwig von Erlach von Bern und Rathsherr Ziegler von Schaffhausen an Ludwig XIII. abgeordnet, während, um ihnen entgegen zu arbeiten, eine schweizerische katholische Gesandtschaft sich ebenfalls am Hofe einfand. Diese brei Abgesandten wurden in den Rutschen des Rönigs, wovon die zwei vorderen mit sechs, die zwei hintern mit vier Pferben bespannt waren, nach St. Germain geführt; beim Aussteigen von dem Marquis von Nesle, Ritter des heiligen Geists, unten an der großen Treppe empfangen und von ihm durch die unterm Gewehr stehenden schweizerischen und schottischen Garben in ein Vorgemach geleitet, wo man sie eine Weile warten ließ und hernach durch zwei andere Zimmer in dasjenige geführt, wo der König ihrer gewärtig war, der stehend und

ben Hut abziehend, die Gesandten empfing und ihnen die Hand bot, nachher sich wieder bedeckte und den Bortrag anhörte, welchen unbedeckt der Gesandte von Zürich hielt. Nach der Audienz wurden sie gastirt und von dem Marquis von Nesse und Anderen dabei vergesellschaftet. Nach dem Essen war Empfang bei der Königin und dem Herzog von Orleans, der, indem er sich bedeckte, die Gesandten dasselbe thun hieß. Dem Prinzen von Conde stellten sie sich den folgenden Tag vor; er begleitete sie bis in den Hos seines Palastes und gab ihnen den Besuch zurück. Dieser Gesandtschaft hatte man also am Hos besondere Ehre erwiesen; ähnlich der großen Gesandtschaft von 1663, wenigstens im Ansang ihres Aufenthalts in Paris. Auf den Rath des brandenburgischen Gesandten versasten nun die Schweizer über die bei frühern Anläßen den schweizerrischen Ambassaden erwiesenen Ehren ein Memoriale und ließen dasselbe durch den Gesandtschaftssekretär dem Minister zustellen.

Mittlerweile kam am 21. Oktober ber nach der Schweiz gesandte "Ueberreuter" (Courier) zurück. Er war sechszehn Tage abwesend gewesen, darunter acht auf Reise, denn er hatte für die Hin= und für die Rück= reise je vier Tage gebraucht, was eine ganz beachtenswerthe Leistung ist. Die Entsernung zwischen Paris und Zürich beträgt über 500 Kilometer. Der Bote mußte daher in einem Tag, immer mit dem gleichen Pserd, durchschnittlich mehr als 125 Kilometer reiten. Beide Regierungen billigten das Verhalten der Gesandten und genehmigten, daß sie das "Traktament" von 1634 zur Grundlage ihrer Forderungen in Bezug auf die Ceremonien machen. Sie sandten auch ein in diesem Sinn gehaltenes Schreiben an den König mit und befahlen den Gesandten, weitere Verhaltungsbesehle einzuholen, wenn ihren Forderungen auf keine Weise sollte entsprochen werden.

Der "Ueberreuter", sowie auch später gesandte Boten, brachten aber aus der Heimat auch Nachrichten von den Familien der Gesandten, wie auch solche etwa auf anderem Weg eingingen. Es mögen hier einige noch vorhandene Bruchstücke aus den Briefen der Gemahlin des Zürcher Bürgermeisters, welche immer bemüht war, den etwa sinkenden Muth

ihres Gatten wieder zu heben, folgen. Die Briefe des Zürcher Gesandten selbst stehen leider nicht mehr zu Diensten.

- 17. Oktober "ich bitte so hoch ich kann ihr wollt euch diese Ding nicht lassen allzustark zu Herzen suchen. Dann jedermann erkennt, das ir an eurem Fliß, und was sich nur immer tun laßt, nichts versäumet. Das übrige muß man der wysen Regierung des Höchsten befelen. Der bewege in großen Gnaden die Herzen der Gewaltigen, mit denen ir zu schaffen habet."
- 14. November. "Der Wihrteli (Conrad Wirth, einer der Ueberreuter, der später nach Zürich gesandt worden) hat mich versichert, daß ir es euch nicht sehr anfechten lasset, wenn schon das Geschäft nicht am besten von Statten gehe, wyl ihr den sichern Trost habet, das alles was euch möglich daben gethan werde. Auch kann und fol das euch billig Beruhigung geben, wenn ihr thut was in menschlichem Vermögen ift, böswillige Lüt habt ir Gott lob! keine: niemand hört man was ungutes sagen; der getreue Gott wend' es ferner ich hab' auch die Söhne ernstlich gebeten, mir nit zu verhalten, wenn vielleicht im Rath und Burger etwas zu eurem Nachtheil geredt werde: haben bezügt, sei noch kein einzig Wort das nit zu Geren gedient gerett worden, also kann auch dieses euch Muth machen. ich aber für meine Person bitte, sobald es euch müglich, heim zu kommen; kann nicht verhalten, das mich darnach verlangt; doch bit ich nur den lieben Gott, daß er euch und beide Söhne in guter Gesundheit und Geduld erhalte und die Verrichtung zu einem glücklichen End bringe."

Der oben erwähnte commissaire general des arsenaux, Herr Keller, bat im November ben zürcherischen Bürgermeister bei seinem neu= gebornen Töchterchen Pathenstelle zu übernehmen; als Pathin figurirte bie Baronin von Spanheim, Gattin des kurbrandenburgischen Gesandten.

Dieses Ereigniß fand auch in einem Briefe der Frau Bürger= meisterin Erwähnung.

28. November. "... Daß ir zu einem Taufzügen eines l. Töchterlins sind erbetten worden, dazu wünsch ich euch viel Glück; was die Unkosten

betrifft, muß man Geduld haben. Was aber die Leze anbelangt, weiß ich nit zu rathen, wyl mir nit bekannt, was dasigen Ortes brüchig, doch vermeinte, es so sparsam zu machen, als sich mit Anstand thun laßt, benn ich meine, Herr Keller verschenke auch nicht viel.

Beider Obrigkeiten Meinung werdet ihr nun vernummen haben und bedankt mich in meiner Einfalt, auch vermeinen es die Söhn', daß solches zu euerem Vergnügen sein werde vil trost hat mir euer geliebtes Schreiben gegeben, weil dasselbe weitläusig und mich deswegen eurer Gesundheit desto sichrer gemacht hat es lassent euch unsre lieben Kinder, die mit mir zu Nacht essent, früntlich grüßen und alle Wolfart Lybs und der Seelen anwünschen."

- 12. Dez. "ich bitte ben getreuwen Gott, daß er euch gute Gesund= heit mittheilen wolle, auch den Anker der guten Hoffnung nicht sinken, noch das Seil der edlen Geduld brechen lasse, sondern diese zwei teuren Gaben in euch besestige . . . hättet ihr heut gehört, wie unser Herrer und Her Klingler das Volk so kräftig ermant, und gesagt, das man beten sol um baldige Heimkonst unsers teuren Her Bürgermeisters."
- 19. Dez. "Wegen eurer Abreis bezüget eine ganze Burgerschaft ire Freude: sie sagen, wenn ir nur guter Gesnndheit wiederkommend, es möge denn sich enden, wie es wolle; denn die Ding lassent sich nit zwingen: je mer und mer verspürt man das Vertrauen zu euwerem vaterländischen Gemüt . . . ich besorge die gar zu große Widerwärtigsteit euch etwan noch krank machen möchte. Den vor diesem euch viel minder Ding zugesetzt haben"

Doch nach dieser familiären Abschweifung wieder zurück zu den Gesandten.

Am 24. reisten dieselben abermals nach Fontainebleau und erhielten bort einen Auszug aus den königlichen Registern bezüglich den Empfang der Gesandtschaften vom Jahr 1634 und anderer. Hienach hätte nur ein Ceremonienmeister und kein Ritter des heiligen Geists im genannten Jahr eingeführt und seien auch die Garden nicht zum Empfang aufgesstellt gewesen.

Am 26. früh um 8 Uhr fand nun die zweite Audienz bei Colbert Eicher eröffnete bie Befehle, die ihnen von Seite ber Regierungen zugekommen und begründete sie; er suchte namentlich die Vortheile geltend zu machen, welche Frankreich von dem schweizerischen Kriegsbienst ziehe. — Colbert selbst in seiner Antwort rühmte die eidgenössischen Truppen und ihre Thaten, indem er verschiedene Vorkommnisse und einzelne Versonen hervorhob. Indeß, fuhr er fort, wenn Frankreich von den Kantonen Dienste empfangen habe, so folge baraus nicht, daß das bisherige Ceremoniell abzuändern sei; andere Staaten würden ähnliche Forderungen zum Nachtheil des königlichen Ansehens geltend machen; wenn es sich aber frage, was bisher gebräuchlich gewesen sei, so müsse der Hof seine eigenen Archive zu Rathe ziehen und nicht fremde, welche von jenen namentlich auch bezüglich ber Gesandtschaft von 1634 abweichen. Umsonst wendeten die Gesandten ein, daß ja die königlichen Archive über den Gegenstand nur kurze und allgemeine Angaben, die von niemandem unterschrieben seien, enthalten, während sie sich auf authentische und unter= zeichnete Berichte der damaligen Gesandten, welche hochangesehene Männer gewesen seien, stützen. Sie hoben auch hervor, daß Ludwig von Erlach später sogar ein bedeutender französischer General geworden sei. Herr Colbert, so sanft auch heute seine Stimme klang, machte keine Hoffnung. Ihm, als Staatsbediensteten, sagte er, würde es am wenigsten anstehen, etwas an bem Herkommen zu andern. Er wolle aber bas Schreiben ber eidgenössischen Stände dem König übergeben und sei dessen Entscheid zu gewärtigen. Am folgenden Tag kam jedoch der Bericht, daß der Hof bei dem, was seine Ceremonienregister enthalten, verbleibe.

Gleichwohl machte man einen weitern Bersuch und wurden die Gesandten am 27. Oktober beim Minister in dritter Audienz empfangen.

Er schien etwas vom Podagra zu leiden und deswegen vielleicht (wenn nicht aus einer andern Ursache) Unzufriedenheit über diesen neuen Besuch zu empfinden. Kaum hatte der erste Gesandte seinen Vortrag angesangen, als jener ihm in die Rede siel und sagte, der König wisse selbst am besten, wie viel oder wenig er den Kantonen zu danken habe.

Seinen guten Willen werbe er ihnen weiter, wie bisher, zu erkennen geben: aber daß er in etwas weiche, das seine Ehre berühre, wäre es auch noch so wenig, hieße zu viel gefordert. Zudem bezeugen die protesstantischen Orte seit geraumer Zeit wenig Neigung, sich der königlichen Gunst würdig zu machen, sie leisten nicht einmal, wozu sie verpflichtet seien. Warum Zürich und Bern dem Botschafter zu Solothurn mit weniger Ehrerbietung begegnen, als andere Stände? (Damit spielte er darauf an, daß diese Stände dem französischen Gesandten nicht mehr den mißbräuchlicherweise ausgekommenen Titel «Monseigneur» geben wollten.) Bern zeige vollends seine Abneigung gegen die Krone, durch Abschlag der Werdung und in andern Stücken.

Escher's Gegenantwort, als er wieder zum Sprechen kommen konnte, war, daß er und sein Amtsgenoß, von der königlichen Antwort, da sie nicht, wie man hoffte, ausgefallen sei, durch einen reitenden Boten, ihren Obern Bericht abstatten werden: nur im Vorbeigang wolle er bemerken, daß er nicht einsehe, wie die Ehre des Königs in Gefahr kommen könne, da doch mit dem, was sie sordern, kein anderer Minister der ersten Classe sich befriedigen würde, und auf der andern Seite, was die Minister der zweiten Classe betreffe, diese selbst nach der Natur ihres Charakters, kein ähnliches "Traktament" begehren können, alles scheine hiemit von dem guten Willen Seiner Majestät abzühängen Darelhofer fügte hinzu, daß das Verbot der Werbungen sich auf dringende Gründe stütze und allgemein sei: Frankreich werde doch, wie er glaube, diesfalls auf kein Vorrecht des Bündnisses halben Anspruch zu machen haben?

"Wenn auch nicht gerade nach dem Buchstaben", erwiederte Herr von Croissy etwas unwillig, "so wird doch sicherlich eine Ausnahme zu Gunsten der Krone mit dem Geist und Sinn der Bündnisse mehr als genug übereinstimmen!"

Escher: "Wir unserseits würden wohl zufrieden sein, wenn man uns nur ließe, was der Buchstabe des Bundesartikels ausweist."

"Worin denn", fragte der Minister, "läßt man es an Erfüllung der Artikel ermangeln?"

"In Verschiedenem, das sich auf unsere kaufmännischen Freiheiten und die Behandlung unsrer Kriegsleute bezieht!"

"Was das betrifft", sagte Colbert mit schneller Zunge, "so geht es nicht mich, sondern den Kriegs= und den Finanzminister an".

"Freilich wohl! uns glaubt man zur genauen Beobachtung ver"pflichtet und noch zu mehrerem; dringen wir auf gegenseitige Erfüllung,
"klagen wir über Nichtbeachtung, so empfangen wir keinen Bescheid, man
"weist uns von einer Stelle an die andere; dieß ist mir aber nicht's
"neues."

Damit endigte Escher; es ward dann auch diese Unterredung, die in einem andern Ton als die vorhergegangenen geführt wurde, abgebrochen.

Nun fragte es sich, was weiter zu thun sei?

Beibe Gesandte stimmten mit dem Abgeordneten der Stadt Genf darin überein, daß, wo immer möglich, das Hauptgeschäft um des Eeremoniells willen nicht aufgegeben werden solle, weil man sonst dem Hof das Mittel erleichtere, jenes nach seiner Willfür zu entscheiden; aber man war nicht einerlei Meinung über die Weise, wie die Hauptsrage zur Vershandlung zu bringen sei.

Escher glaubte, man sollte geradezu, und bei dem ersten besten Anslaß, sich mit dem Minister darüber besprechen, und ihm nachher die Hauptmomente des mündlichen Vortrags, in Schrift versaßt, einhändigen.

Darelhofer hielt dafür, daß der Charakter von Abgesandten mehr Förmlichkeit erheische, und man destwegen Commissarien begehren müße, um mit diesen in Unterredung zu treten.

Lefort endlich fragte, ob es nicht schicklich wäre, nach dem Beispiel des holländischen Gesandten, der seit ein paar Jahren zu keiner öffentlichen Audienz gelangen konnte, sich ein "Privatverhör" auszubitten, bei welchem man den Anlaß hätte, dem König selbst, worauf es wesentlich ankomme, sich vorzustellen?

Diesen letzten Vorschlag verwarf man aber nachher, aus Besorgniß, daß der Hof eine solche geheime Audienz, in seinen Registern wieder mit

Umständen anführen möchte, die zum Nachtheil der Stände und ihres Ansehens wären. Man fürchtete, es könnten später die Minister daraus ableiten, daß schweizerische Gesandte überhaupt gar keine öffentliche Ausdienz beim König zu fordern berechtigt seien. Die Entscheidung über die zwei erstern Meinungen, ward den beiden Ständen selbst überlassen und denselben mitgetheilt, was in den Unterredungen mit dem Minister vorgegangen war. Ein zweiter Courier reiste mit dieser Depesche den 28. Oktober nach Zürich ab.

Schon vorläufig rieth indeß Spanheim, den die Abgesandten ein paar Tage nachher sahen, ihnen ab, auf Commissarien zu Pflegung der Unterhandlungen zu dringen; weil dieses ungewöhnlich sei, und ein Mißetrauen gegen den Staatssekretär zu verrathen schiene, mit dem man es dann doch allezeit wieder zu thun hätte, da er gewiß unter den Verordeneten, und vermuthlich an ihrer Spike sein würde.

Ungeachtet es unsern Botschaftern an Sastereien, Vergnügungen und Unterhaltung jeder Art nicht fehlte, ward ihnen doch die Zeit bis zur Rückfunft ihres Eilboten etwas lang. Escher's Blicke und Wünsche richteten sich nicht selten nach seinem Baterland, und seiner Haushaltung, bie hinwieder mit Sehnsucht nach seiner Heimkunft verlangte, allein was war zu thun? sich mit Gebuld und Standhaftigkeit zu wappnen, um so mehr, da zugleich der Anschein eines guten Erfolgs immer schwächer wurde! Stuppa hörte nicht auf zu wiederholen, daß alle Bemühungen, bas "Traktement" von 1634 zu erhalten, vergeblich sein werden: etwelche Hoffnung hegte er zwar der Hauptsache wegen, derethalber vielleicht der Hof noch wohl "Wasser in seinen Wein schütten" lassen werde, nur nicht gerabe jetzt, um ben Schein zu vermeiben, als hätten ihm, gleich= sam bas Messer an ber Gurgel, die Schweizer etwas ab= gerungen. Wenig anders bachte ber brandenburgische Gesandte selbst auf eine Unterredung hin, die er mit dem Herrn von Croissy gehabt hatte.

Den 23. November empfingen die Abgesandten ihre neuen Verhal= tungsbefehle: Zufolge derselben mußten sie noch einmal Vorstellungen bei dem Minister machen, und sich dabei, bezüglich des Empfangs der Gesandschaft von 1634 auf das schriftliche Zeugniß stützen, das ihnen übersandt ward, und herrührte von den zwei noch lebenden, durch Alter und Verdienst ehrwürdigen Standeshäuptern von Zürich und Bern, dem Bürgermeister Hirzel und dem Schultheiß von Erlach, die beide von bem, was bei der Audienz im Jahr 1634 vorgegangen war, Au= genzeugen gewesen, da der erstere seinen Vater, den Bürgermeister Salomon Hirzel, der Zweite seinen Oheim, den General von Erlach, nach Paris begleitet hatten, und die genau bestätigten, was die Ge= sandtschaftsnachrichten enthielten. Sollte wider Verhoffen dies Zeug= niß seine Wirkung verfehlen, und eine feierliche Audienz nicht, wie es die Würde beider Kantone erforderte, erhalten werden können, so wurden Escher und Darelhofer angewiesen, vom Begehren einer öffent= lichen Audienz abzustehen, und sich diesfalls gegen den König entschuldigen zu lassen, darum aber das Hauptgeschäft nicht aufzugeben, sondern bedacht zu sein, mittelst einer Privataudienz bei Seiner Majestät, oder durch Conferenzen beim Minister, ober durch jedes andere Mittel, das sie zu diesem Zweck tauglich fänden, die Sache zur Unterhandlung, und wo möglich zum Ziel zu bringen. Wäre aber auch biesmal alle Bemühung umsonst, so sollten die Botschafter ihren Abschied nehmen, aber keinen Unwillen oder Bitterkeit spüren lassen, vielmehr versichern, daß, gleich wie sich die evangelischen Orte der Eidgenossenschaft der Wohlgewogenheit Seiner Majestät bestens empfehlen, auch sie bei allen Anläßen Beweise ihrer Dienstbereitwilligkeit geben werden.

Dieses Auftrags entledigten sich unsere Gesandten bei dem Herrn von Ervissy am 29. November in einer vierten Audienz; sie schlossen ihren Vortrag mit dem Ausdrnck der Hoffnung, der Hof werde nicht länger auf seinem Abschlag bestehen, der nothwendig auf die beiden Stände, auf ihre ehemaligen und jetzigen Gesandten und Vorsteher einen Schimpf und gleichsam den Verdacht würfe, als ob man sie alle, so viele ihrer seien, nicht für capabel, eine Thatsache zu bezeugen, halten könne, ein Vorwurf, der ihnen, nach dem Charakter der schweizerischen Nation, die immer ihre

größte Ehre in der Aufrichtigkeit gesucht, am allerempfindlichsten sei, und Wirkungen, die dem königlichen Interesse selbst wenig förderlich wären, hervorbringen müßte.

Zwar höflicher als das lette Mal, aber nicht willfähriger, antwortete ber Staatssekretär: er wolle im Allgemeinen weber die Glaubwürdigkeit ber Nachrichten und Attestate ber Kantone, noch die Zeugnisse ber Herren Hirzel und von Erlach anfechten; hinwieder lasse auch sein Sof seine eigenen Register nicht als unrichtig taxiren, um so viel weniger, als ihr Inhalt mit der Uebung übereinstimme! Zu keiner Zeit habe man Ritter bes Ordens vom heiligen Geist zum Empfang der Gesandten gebraucht; wohl möglich sei, daß der Marquis von Nesle von ungefähr bei der Stelle gewesen sei, ebenso können ja Garben in den Gängen und auf ben Treppen gestanden haben, als jene Gesandtschaft sich zum König begab, ohne daß sie gerade hiemit in Zusammenhang gebracht werden müßten. Daraus übrigens, daß man bezüglich des Ceremoniells nicht entsprechen könne, folge gar nicht, daß der König die schweizerische Nation ober die gegenwärtige Gesandtschaft gering schätze: er sei geneigt, der gute Freund der Stände zu bleiben, was aber die gerade jett gehörte kleine Drohung (petite menace) betreffe, so werde sie wohl weder im Ernst gemeint, noch Zürich oder Bern gesinnet sein, sich von der Krone weg und nach einem andern Hof hin zu wenden.

Hier nahm Escher wieder das Wort: Er müsse misverstanden worden sein; er habe weder viel noch wenig drohen wollen, seine Meinung sei nur gewesen, daß es für sie bemühend sein müsse, zu sehen, wie in Frank-reich die Achtung gegen die Eidgenossenschaft sich von einem Jahr zum andern vermindere, dieß aber dem Dienst in des Königs Armee selbst nicht zuträglich sein könne: so bestimmten, so zuverläßigen Nachrichten wie die von den Gesandten mitgetheilten ein Paar Linien aus den Hofzregistern, deren Verfasser man nicht einmal kenne, vorzuziehen, was sich dabei auch denken lasse! im Geremoniell sei gewöhnlich jeder Schritt abzgemessen, ob also nur so von ungefähr der Marquis von Nesle hätte anwesend sein können? Auch die Garden werden schwerlich nur zum

Zeitvertreib herumgestanden sein. Hinwieder wisse man aber auch, daß wenn schon Uebung und Herkommen im Gebiet der Eeremonien meist entscheiden, dennoch auch oft etwelche Abweichungen statt haben; warum dieß denn nicht auch jetzt etwelchermaßen und zu ihren Gunsten geschehen könnte, gesetzt auch, daß das Herkommen allerdings nicht mit ihren Forzberungen übereinstimmte?

Wenn man von Gunst ober Neigung zu sprechen anfange, sagte hierauf Herr von Cropssy, so ließe es sich eher hören; allein er müsse es frei wiederholen, der König habe gar keinen Grund, sich gegen Bern gefällig zu erzeigen.

Hier wollte Daxelhofer die Parthie seiner Obern nehmen, aber der Minister ließ ihn damit nicht zum Wort kommen, so daß jener, daß man nicht sage, er habe sich den Mund beschließen lassen, dem Gespräch eine andere Wendung gab und von dem Hauptgeschäft zu reden ansing, was dem Minister willkommen war, da er selbst gern den Gegenstand der discherigen Unterredung änderte und augenblicklich sich über die Motive des königlichen Beschlusses in Bezug auf Genf verbreitete. Auch Escher des mühte sich nun die Gründe und Bemerkungen seines Gegners zu widerslegen, und zu zeigen, theils daß die Sache an sich selbst keine Kleinigkeit, sondern sür Genf wichtig sei, und wegen der Folgen noch mehr Aufsmerksamkeit verdiene; theils daß auch Zürich und Bern Ursache haben, sich darein zu mischen, ja daß sie es nicht blos gemäß frühern Vorkommnissen thun dürfen, sondern müssen, weil Verkommnisse in Frage kommen, bei welchen sie Mitcontrahenten seien.

Diese Verträge citirte nun der Bürgermeister mit Anführung dessen was sich auf den gegenwärtigen Handel bezog, und zum Beweise dafür diente, daß alle Käuse, Täusche, Verkomnnisse, alle Sekularisationen, die währenddem Bern die Landschaft Ger besessen hatte, vorgegangen seien, in Kraft bleiben, und nichts daran geändert werden sollte; er zeigte, daß keiner dieser Verträge, wie der Minister zu glauben scheine, weder durch nachsolgende Verkomnnisse noch irgend eine Thathandlung geschwächt, geschweige ausgehoben worden sei: er berief sich weiter auf die Briese und

Erklärungen Lubwig XIII. und des jetzt regierenden Königs, die dieses bekräftigen; mit dem größten Nachdruck machte er den "Beibrief" vom Jahr 1658 geltend, den Ludwig XIV. zugleich mit dem Hauptvertrag, dem zwischen ihm und den Kantonen erneuerten Bündnisse, im Jahr 1663 seierlich beschworen hatte. Derselbe lautet: "Touchant les albergements et autres possessions dans le pays de Gex, qui appartiennent à des particuliers ou communautés, nous, Louis, Roy, voulons qu'ils demeuront en leur force et vigueur et que les possesseurs ne soient en aucune façon inquiétés ou molestés conformément aux traités faits en l'an 1564 entre le Duc de Savoye et la ditte ville de Berne, par la médiation et avec la ratisfication du Roy Charles IX."

Schließlich bat er um eine eigene Stunde, um die Schriftstücke selbst vorzulegen, und alles deutlich und vollständig darzustellen.

Colbert wollte trothem seinen Satz, daß es einzig um einen Privatsstreit zu thun sei, noch nicht ausgeben und zog, um denselben zu untersstützen, in weitläusiger Auseinandersetzung die Verhältnisse des Prinzen von Oranien, die aber ganz andere waren, herein. Bezüglich Gestattung einer weitern Audienz zur Behandlung eines von den Gesandten ihm vorzulegenden Memorials versprach er einzig, ohne sich dazu zu verpflichten, die Schriften, die man ihm zu übergeben für gut fände, anzunehmen, und ihren Inhalt dem König vorzutragen.

Den folgenden Tag, da die Post nach der Schweiz abging, schickten die Gesandten schon wieder zu dem Staatssekretär, um ihn zu fragen, ob er nicht eine bestimmte Antwort in Bezug auf ihre gestrige Bitte zu ertheilen hätte, wovon sie ihren Obern Nachricht geben könnten.

Colbert, verdrießlich, daß man ihm, wie er sagte, keine Ruhe lasse, gab dem Legationsschreiber kurzen Bescheid; er zweiste, daß der König auf irgend eine Art entsprechen werde. Hinsichtlich des Ceremoniells lasse sich an der Uebung nichts ändern; bezüglich der Hauptsache verbiete ihm sein Gewissen, von dem, was er beschlossen habe, abzuweichen.

So geringe Befriedigung diese Antwort auch gab, man mußte sie wie sie war an die Regierungen nach Hause schicken.

Einige Tage nachher machte der Abgeordnete von Genf dem Minister seine Aufwartung. Anstatt eines freundlichen Empfangs mußte er ben ihm schon mehrmals gemachten Vorwurf anhören, wie übel seine Obrig= keit gethan habe, über einer unbedeutenden Sache so viel Lärm zu machen, und wie noch übler, eine Stütze in Bern zu suchen, das bei dem König so schlecht angeschrieben sei. Beim Abschied sagte Lefort, daß Escher und Darelhofer in einigen Tagen sich wieder selbst bei dem Herrn von Croissy und mit seiner Erlaubniß auch ber Syndik sich mit ihnen einfinden werde. Colbert schlug geradezu ab, alle drei zu gleicher Zeit zu empfangen. Es gingen daher jene beide allein, nachdem, seit ihrem letten Besuch, zehn Tage verflossen waren. Bei dieser ihrer fünften Audienz berührten sie den Bunkt des Ceremoniells nur mit zwei Worten und ohne mehr deßhalb auf einer Forderung zu bestehen; mit großer Lebhaftigkeit hingegen und mit vielem Nachdruck vertheidigten sie die Angelegenheiten und das Recht ihrer Bundesgenoffen von Genf: sie legten die Beweise, worauf sie sich schon bei der vorherigen Unterredung berufen hatten und welche ihr gutes Recht allerdings schlagend nachwiesen, in der Unterschrift vor, beantworteten die Einwendungen des Ministers, bem sie am Ende eine Denkschrift übergaben. Letztere enthielt das wesent= liche ihres mündlichen Vortrages und die Hauptmomente, um die es sich bei dieser Sache handelte. Dieses Memorial in der Hauptsache von dem Genfer Legationssekretär verfaßt, ist noch vorhanden und gibt Zeugniß von dem Fleiß und der Gründlichkeit, welche damals auf diese Sache verwendet wurden. Herr von Croissy hatte sich während ber ganzen Unterhaltung gelassen und höflich betragen; er verhieß, von allem Seiner Majestät Bericht abzustatten, machte aber schlechterbings keine Hoffnung, daß es von besserer Wirkung als bisher sein werde.

Er hatte nur gar zu guten Grund, sich auf diese Weise zu äußern. Niemand wußte besser als er selbst, daß und warum der Monarch sest auf seinem Sinn beharren wolle. Dasselbe bestätigte unsern Gesandten auch der Baron Spanheim, der ein paar Tage nachher zu ihnen kam, gerade nachdem er Croissy verlassen hatte, und hinterbrachte, daß er sich auf's äußerste angestrengt, ihr Geschäft von der vortheilhaften Seite darzustellen, daß man ihm aber runder als nie zuvor und für ein= und allemal erklärt habe, daß es bei den gesaßten Beschlüssen sein Verbleiben habe.

Escher und Daxelhoser mußten sich also ihrerseits zur Abreise entsichließen, wenn sie nicht Gefahr laufen wollten, in Umstände zu gerathen, die der Würde ihrer Obern, und ihrer eigenen Ehre nachtheilig sein würden. Vor dem förmlichen Abschied wollten sie aber den Staatsminister noch einmal sehen, in welcher Absicht sie den 13. Dezember nach Versailles suhren: als Colbert sie vor sich ließ, sagte ihm Escher, sie seien nicht hier, um seine Exzellenz aufzuhalten, sondern nur um aus seinem eigenen Munde zu vernehmen, welche Wirkung die übergebene Denkschrift auf Ihre Majestät gemacht habe.

Der König, war die Antwort, sei geneigt, den Abgesandten eine Audienz zu geben, aber auf die angezeigte Weise und nach der bestehenden Uebung; die Sache selbst betreffend, um derentwillen sie hieher gekommen seien, so bleibe Seine Majestät bei ihrer bekannten Gesinnung, und wolle darüber oder davon nicht mehr sprechen hören.

"Da unsere Vorstellungen, unsere Bitten", erwiederte der Bürger=
meister "durch die allein wir etwelchermaßen hoffen konnten, Seine Majestät zu einer uns günstigen Entschließung zu bewegen, nichts ver=
mögen, so bleibt uns nichts übrig, als nach Hause zu kehren, von allem
was geschehen ist, unsern Obern getreuen Bericht abzustatten, und ihnen
die sernern Maßregeln zu überlassen." Damit beurlaubten sich die Ge=
sandten.

Nach bieser kurzen Unterredung sahen sie den General Stuppa, der sich zu Versailles oder am Hof, wohin ihn seine Stelle beständig band, aushielt: er schien es sehr zu bedauern, daß der König sich in gewissen Dingen so ganz von seinen Gewissenschen, oder von der compagnie de devotion, wie man die Zesuiten und ihre Cabale zu nennen

pflegte, leiten lasse und fast nicht glauben zu wollen, daß zwei ansehnliche Cantone, von denen man noch immer nicht unwichtige Dienste erwarten dürfe, zwei Dutzend unbedeutender Pfaffen nachgesetzt werden sollen.

Am 19. wurden die beiden Gesandten von dem brandenburgischen Botschafter Spanheim in köstlicher Weise bewirthet. Nach dem Essen, theilt der Bürgermeister in seinem Tagebuch mit, führte man sie in ein anderes Zimmer, woselbst auf einem lieblichen chinesischen runden Tischechen Thee und Case, damals für die Schweizer etwas neues, zubereitet wurde. "Von dem ersten trank ich 2, von dem andern ein klein Schüsselivoll, habend mir aber nit wol zugeschlagen".

Alsbann ging es an die Abschiedsbesuche, so bei der Herzogin von Nemours, beim Züricher Geschützgießer Keller, dessen Töchterchen, seinem Pathenkind, der Bürgermeister zum Abschied "ein vergult Futter von Wessern, Gabeln und Löffeln und einen vergülten Kolli" schenkte. Auch der Genser Gesandte wurde noch besucht, ebenso der preußische, der versprach der schweizerischen Angelegenheit sich auch ferner anzunehmen und dafür zu thun, was er könne.

Am 23. war die siebente ober Abschiedsaudienz in Versailles beim Minister Colbert de Croisse, der noch einmal weitläufig auf die Sache zurückstam, und erklärte, wie sehr der König bedauert habe, seinen lieben Bundeszgenossen nicht gefällig sein zu können, doch wäre ihm bei der Sachlage dies wirklich nicht möglich gewesen. Die Gesandten blieben ihm die Antwort nicht schuldig, namentlich wies der Berner noch einmal auf den vom König selbst beschworenen Beibrief von 1663 hin, der ja bezüglich der Genserangelegenheit Bestimmungen enthalte und sich wunderte, wie dieser jetzt denselben außer Acht lassen könne. Dieses verletzte den Minister und machte er die Bemerkung, der eine der beiden Herren rede zwar mit Bescheidenheit, nicht aber der andere (der Berner), der eben wissen sinn beilege, wie sie, die Schweizer. Sie schlossen mit der Betrachtung, daß sie sehn viel zu schwache Leute seien, um Ihre Majestät zu zwingen, das zu halten, was nach ihrer Ansicht seine Psslicht wäre und daß sie sich

eben in Gebuld fügen müssen. Der Minister entließ sie gleichwohl huldvoll, versprach die Abschiedspapiere für ihre Regierungen ihnen zuzustellen und machte gegenüber dem Gesandtschaftssekretär noch eine verblümte Unspielung auf des Königs Gnade, welche ihnen nicht mangeln werde.

Am 25. erhielten unsere Landsleute zu ihrem Verwundern noch die Visite des Gesandten des Kaisers, des Grasen von Lobkowitz der vor drei Monaten sich geweigert hatte, ihren Besuch zu empfangen, angeblich weil sie von dem König nicht empfangen worden seien und er nun, um nicht gegen die Etiquette zu verstoßen, nicht mit ihnen in Beziehung treten könne. Die Sache verhielt sich aber so: Das Verhältniß des Reichs zu Frankreich hatte sich verschlimmert und es drohte ein neuer Krieg zwischen ihnen auszubrechen. Von Seiten Desterreichs wünschte man deshalb jetzt die Eidgenossen eher sür sich zu gewinnen und von Frankreich abwendig zu machen. Zu letzterem schien der Augenblick nicht ungünstig zu sein, da der französsische Hos den Gesandten der evangelischen Orte wohl schöne Worte gegeben, ihre Begehren aber schnöbe abgewiesen hatte. Die Schweizer verhielten sich dem Desterreicher gegenüber aber sehr fühl, traten auf nichts ein und entschuldigten sich, daß sie, auf der Abreise begriffen, ihm den Besuch nicht werden erwiedern können.

Als für den 26. die königlichen Ceremonienmeister Bondeil und Giraud um Audienz fragten, erinnerten sich die Gesandten an die verblümte Anspielung des Ministers auf des Königs Gnade und legten sich nun die Frage vor, wie man sich verhalten wolle, wenn ihnen, nach der damaligen Sitte, Abschiedsgeschenke überbracht werden sollten. Das mehrsach berührte Tagebuch enthält diesfalls solgenden Eintrag: "Nachdem wir uns fürgestellt, wie schimpslich beider löblichen Stände Archive und denen in Gott selig entschlasenen und noch lebenden Herren Ehren-häuptern attestirend hinterlassene Schriften gehalten, so daß nit allein in puncto curialium, sondern auch in dem Hauptgeschäft mit einer so schimpslichen Expedition die löbl. Orth aller Welt zum Gelächter gesetzt worden; wir aber anjezo unsern eigenen Ruchen suchen, und mit höchstem Nachtheil des ganzen eidgenössissischen Stands unsere Seckel spieten sollten,

würde das sich gar nicht zusammen schicken; resolvirtend uns derowegen mit aller Bescheidenheit alles auszuschlagen."

"Montag den 26. Dezember" lesen wir weiter: "Kamend Herr de Bonveil und Giraud umb 11 Uhren in unser gemein Audienzzimmer. Herr Giraud truge offentlich einen großen lebernen Seckel, stellte den uff ben Tisch, zoge 2 Ketenen an beren jeder ein großer Pfenning, wenigst 470 Dublonen; die einte zeigte er mir, sagte, dies seige bes Königs Bildniß; die habe er mir zu Bezeugung seines gnädigen Willens geordnet; Herr Giraud zeigte meinem Herrn Collega bie andere; Indessen zoge Herr Giraud auch 2 Paquet heraus in deren jedem wenigst 150 Dublonen. Dieß, sagte er, habe ber König, jedem zum Reißgeld geordnet. Ich sagte hierauff: Der Pfennig seige gar schön, die Kettenen vil hübscher und daß geordnete Reifigelt überflüßig (im Ueberfluß); daß, könnind sie vernünfftig crachten, würden wir mit großen Freuden abnemmen, und für uns und unser posterität zu einem ewigen Gebenkzeichen unser an biesen Hoff verrichteten Reiß auffbehalten; ja wann solche mit unsserer expedition sich vergleichen thäte; wir bettind sie aber selbsten zu reslektiren, weilen der König uns nicht kenne, wir niemahlen die Ehr gehabt benselben zu sehen und in dem Geremoniell nit allein schimpflich abgewißen, sondern das Hauptgeschäft niemahlen angerührt und wider den Inhalt ber pundten als ein particular Sach nach Dijon verwißen, ja sogar von Ihr Majestät verbotten worden, nur nit mehr mit uns zu reden. Hirmit allerdings nichts ausgericht; ob wir auch wol mit nachtheil bes gangen stands reputation solche schöne praesent annemmen, unsseren Seckel spicken und eine so schwere Verantwortung auf uns laben folltend? ersuchend sie bemnach nit in üblem aufzunemmen, wann wir uns derselben mit allem gebührendem respect entschlagind und sie bittind Ihr Maj. zu ersuchen, daß sie solchen Abschlag nit in üblem aufnemmen. Sie thatend hierüber instanz (sie brangen in uns) mit vermelben, der König practiciere bergleichen gegen allen frömden, könninds wohl annemmen. Herr Giraub wandte sich zu mir mit vermelben, ber König seige sonderhahr mit mir wol anfrieden und bei ihme in guter Consideration. Wir antwortetend, wir seigend nit gesinnet bei so schlechter expedition mit annemmung dieser präsenten unß und unsser posteritet mit einer schlimmen action in Spott und Schand zu setzen; habend Ihr. Maj. etwas consideration für mich, hosse ich, sie würde nit wollen, daß mit annemmmung dieser präsenten ich mich selbsten unnüh mache, meinem lieben Vaterland zu dienen, dessen wohlsahrt und meiner Oberkeit und deß ganhen Volks. Vishar verspürter Willen und affection nedend einem guten nammen sehen mir vil lieber als alle schät zu Versailles. Hierauf antwortetend sie, seige ihnen dergleichen nie wiedersahren und namend hierauf den abschied. Herr Giraud truge den Seckel wider offentlich heraus, daß vil Volk sahe. Sonsten haben wir auch gewahret, daß in dieserm Seckel noch viel andere praesent sür unsere suites. Dieser actus wurde also bald durch die Stadt ruchtbar und kamend etliche eidgenößische officier, auch franzosen selbs, rühmtens und banktend uns zum freundlichsten."

Nach der Annahme der Gesandten war der Werth der für jeden von ihnen bestimmten Geschenke mindestens 300 Dublonen, also etwa Fr. 7000 Eine solche Summe hatte aber vor zweihundert Jahren eine ganz andere Bedeutung als der gleiche Betrag zu unserer Zeit.

Folgenden Tags, den 27. Dezember, verreisten die Gesandten von Paris, nachdem sie drei Monate daselbst zugebracht hatten. Die Reise ging dies Mal über Sens, Auxerre, Novers, Dijon, Dole, Salins, Pontarliers, Neuchatel, Bern, Aarau nach Zürich. In Novers wurden sie von einem Chevalier de Soissons, einem Fürsten von Neuchatel, der selbst gern einmal dieses Fürstenthum gehabt hätte, auß seierlichste begrüßt und gastirt, wobei, wie es jetzt bei solchen Anläßen üblich ist, eifrig toastirt wurde. Der Bürgermeister, indem er dem Magistrat und den Gästen gegenüber für den liebenswürdigen Empfang dankte, spielte in etwas ironischer Weise auf das im Gegensatz hiezu geringe Entgegenskommen an, welches den Gesandten am französischen Hof erzeigt worden sei. Er müsse gestehen, führte er aus, der König könne sich glücklich schätzen, solche Unterthanen zu besitzen, welche seinen Willen so gut kennen,

und mit fo großem Gifer seine Absichten fördern. In Berridres empfing sie der Landesoberste d'Avry, Seigneur de Monttravers, mit einer glän= zenden Suite im Namen seines Vetters, des Gubernators (Statthalters) b'Avry, und begleitete sie an jenem Tage noch bis Couvet, wo alles zu ihrer Aufnahme bereit war. Am folgenden Tag kam ihnen mit andern Magistratspersonen ber Stadt ber Maire von Neuenburg eine Stunde weit entgegen und etwas näher an der Stadt trafen sie sogar eine Abordnung des Raths. Der Empfang in Neuenburg war glänzend. Salven wurden abgegeben, die Bürgerschaft unter den Waffen bilbete Spalier und geleitete man die Gesandten nach dem Schloß, woselbst von Weltlichen und Geistlichen "gar schöne Sermonen" gehalten wurden. Die Reuenburger, obwohl damals nur Verbündete der Gidgenoffen, ermangelten nicht, das rühmliche Verhalten der Gesandten und die von ihnen zu Ehren der ganzen Nation an den Tag gelegte Uneigennützigkeit in vollem Maß anzuerkennen. Am folgenden Tag fand um 11 Uhr der Auf= bruch statt, nachdem noch vorher auf dem Rathhaus eine herrliche Mahl: zeit genossen worden. Der Durchmarsch durch die Stadt unter Salven und Geschützesdonner glich einem Triumphzug. "Im ein= und ausreiten", lesen wir in dem Tagebuch, "waren alle Gassen und Fenster voller Leuthen, welche so viel Freud mit ihren gebehrden und Ehrerbietung über unsere ankunft bezeugtend, daß es mir das Wasser aus den Augen getrieben." Setzen wir uns in die Lage der Gefandten, so begreifen zu wir leicht die hohe Freude, die sie jetzt empfanden. Lange genug hatten sie sich eine herabsetzende Behandlung von Seite des französischen Hofes gefallen lassen und ein reichliches Maß von Aerger und Kummer, wie man sagt, verschlucken müssen. Wieder unverrichteter Dinge heimkehren zu mussen, war für sie höchst peinlich und sie konnten nicht wissen, wie ihre Mitbürger biesen Mißerfolg auffassen werden. Um so angenehmer mußte nun der Eindruck sein, den dieser Empfang auf sie machte; denn er zeigte beutlich, daß man im Vaterland sich mehr darüber freute, daß sie die Ehre der Schweizer gewahrt, als wenn sie den fremden Diplomaten die wichtigsten Zugeständnisse abgerungen hätten.

Bis an die bernerische Grenze begleitete sie nun die neuenburgische Mannschaft und borthin kamen ihnen bereits die Berner Abgeordneten entgegen, führten sie nach Aarberg, wo die Nacht zugebracht wurde. Am folgenden Tag stießen sie auf der Weiterreise zwei Stunden vor der Stadt Bern auf einen Trupp von hundert Reitern, der ihnen entgegen kam und vor der Stadt selbst waren weitere Mannschaften aufgestellt und fand die Begrüßung durch den Bürgermeister Kilchsperger, den Venner von Büren und den Seckelmeister Sinner statt. Auch unser Bürgermeister hielt eine ergreifende Dankrebe. Um folgenden Tag, einem Sonntag, wurde der Gottesbienst besucht. Der Pfarrer Baumer predigte über die Worte aus ben Sprüchen Salomons, 9. Kapitel, die lauten: "ein treuer Gesandter ift heilsam", "wobei er die Wichtigkeit ber Gesandtschaften und was nutens von treuer Gesandtschaft den Sendenden und gesandten erwachsen könne, mit anderen mehr lehren docirt." Nachher folgte ein glänzendes Bankett. Um Montag begleitete der Mitgefandte Tachfelhofer und Andere Escher noch ein Stück weit und gelangte dann dieser nach Langenthal, nachdem er zuvor noch mit einem seiner Söhne und zwei Tochtermännern, die ihm entgegengeeilt, zusammengetroffen war, wie denn weitere Verwandte auf der Reise bis nach Baden sich einstellten. einer Begrüßung durch den Landvogt und die Stadtbehörden in Baden wurde endlich, den 19. Januar 1688 die Reise nach Zürich angetreten. In Schlieren und Altstetten waren die Bauern in großer Menge zu= sammengeströmt und empfiengen die Gesandtschaft mit Salven aus Musketen. "Ob Altstetten", lesen wir im Tagebuch, "hielte Herr Statthalter Tänztler, Herr Seckelmeister Landolt, Herr Kornmeister Lavatter mit einer Truppen von mehr als 200 Pferden; auff beiden Seiten hielten 2 Compagnyen, jede von mehr als 50 Pferden, alle in golleren, so gar schön anzusehen war, bewillkommtend mich mit den Trompeten und als ich nachher zu ihnen kommen, Redte mich Herr Statthalter an und bezeugete im nammen und auf befelch der oberkeit und Bürgerschaft ein große Freud, ob meiner glücklichen zurückkunft und meinen Verrichtungen, insonderheit daß zu Ehren der Statt und ganter Nation mit Hindansetzung

meines nutens die Königliche Verehrung verachtet." Hierauf dankte der Bürgermeister in einer wohlgesetzten Rebe seinen Mitburgern für die ihm erwiesene Ehrc. "Ich dankte ihnen", sagt er in seinem Tagebuch, "daß sie hiermit ihre zu mir tragende affection bezeugen wollen und daß sie im nammen gemeiner Bürger und Landschaft eine so innigliche Freud über meine glückliche Zurückunft bescheinen und damit gleichsamme ihr Hertz gegen mich öffnen wollen, wodurch sie mir auch mein Hertz zerreißen und verlangte ich nit mehreres als daß ich dasselbe einem jeden gant ober was davon durch Gottes Gnad an liebe, Hülff Rath und Trost sich findet, mittheilen könnte". Nach biefer Rebe hörte man die Salven ber Bürgerschaft, die vor ber Stadt unter den Waffen bereit stund und wurde nun in folgender Ordnung abmarschirt: Voran die erste Compagnie zu Pferd von vier Rittmeiftern geführt. Hierauf der Ueberreuter Hans Wirth mit bem Maulthier und ber Bagage, bann ber Sohn Johannes Escher in seiner zweispännigen Chaise, und barauf bes Bürgermeisters Sänfte leer von zwei Maulthieren getragen. Es folgten sobann fünf Diener in der Stadt Farbe und Heinrich Steiner, Stadttrompeter, allein und alsbann die Suite, nämlich die beiden Söhne Hs. Konrad und Hs. Rubolf Escher und ber Gesandtschaftssekretär Gokweiler. Erst jest ber Bürgermeister zu Pferd in der Mitte zwischen dem Statthalter Denzler und Seckelmeister Landolt und bahinter der Rathsherr Werdmüller und die übrigen Herren, gefolgt von den Dienern. Den Schluß der Colonne bilbete die andere Compagnie zu Pferd. Bald begegneten ihnen etwa 350 Franzosen und Viemontesen, die der Pfarrer Raboulet dem Bürger= meister vorstellte. Gerade zu jener Zeit hielten sich viele jener "Exulanten" (ber aus ber Heimat bes Glaubens wegen vertriebenen Protestanten) in Zürich und in der protestantischen Schweiz überhaupt auf. Der ganze Zug hielt an und der Bürgermeister versicherte in seiner Ansprache die unglücklichen Glaubensbrüber, beren er sich immer werkthätig angenommen hatte, auch für die Zukunft "seiner affection, Hülff, Raths und Trosts".

"Bei der ersten gewelbten Brugg deß ausseren Werks", erzählt uns das Tagebuch, "fand ich einen officier mit etlichen Musketieren, beim

eintritt aber der innern Brugg Herrn Obmann Simmler auff der rechten und Ikr. Oberstleuthenant Escher den Jüngeren à la tête de 750 Bürgeren von allen Zünfsten, da von jeder Zunfst ein vorgesetzter die seinige führte. Diese alle, officier und Soldaten, waren treffentlich außegebutzt und bekleidt und waren als ein auserlesen Volk sehr lustig anzuschauen; sie stunden in zwei Reyen von der Brugg bis an das Rennweger Thor. Wie ich vernommen hat ein Ehrsamme Oberkeit müssen ordnung verschaffen, wer ziehen solle, anderst die anzahl vil größer geworden wäre."

Der Bürgermeister wurde nun in seine Wohnung auf der Stüßischofstatt geleitet. Die Mannschaft erhielt am Abend auf den Zünften einen Trunk, alle Offiziere aber waren auf die Meise, des Bürgermeisters Zunft, geladen.

So endete diese Gesandtschaftsreise, welche 137 Tage vom 5. September 1687 bis 19. Januar 1688 gedauert hatte.

"Was für Verdrieß, Müh' Sorg und gfahr darben außgestanden", ist in der Schlußbetrachtung des Tagebuchs gesagt, "wird der Leser diser Histori finden, gleich wie aber der Widerwertigkeit sehr vil sich erzeigt!"

Den 25. Januar erstattete Escher vor Räth und Bürgern über seine Reise Bericht und legte dann bald darauf Rechnung ab über die ergangenen Kosten. Beide wurden mit Beisall und Zufriedenheit abgenommen und Escher zum Dank und als Zeichen der Anerkennung ein Geschenk von 200 Dublonen aus dem öffentlichen Schatz gemacht. Der Seckelmeister überreichte ihm dasselbe sammt einer Dankesurkunde. Aus einem Theil dieses Geldes ließ der Bürgermeister eine Kette und Schaumunze ansfertigen, welche nach seiner Verordnung später an seine zwei ihn nach Paris begleitenden Söhne übergingen. Die Nachkommen dieser sind jetzt noch im Besitz derselben und halten sie als ein Andenken an eine denktwürdige That eines von ihnen hochgeachteten Vorsahren in Ehren.

Die gesammten Kosten der zürcherischen Gesandtschaft beliefen sich auf Fr. 14,307 Sols 9 Deniers 6. Darunter unter anderm für "Gautschen und Pferd" Fr. 219, für Kleidung des Bürgermeisters Fr. 745, für

Rleidung des Sekretärs Goßweiler Fr. 445 und der Diener Fr. 478. "Dem Barbierer Hrn. Moses für die gante Zeit zu barbieren, aderlaßen" und den kranken abzuwarthen Fr. 135. Hrn. Chevalier Dr. Medicinæ allen Kranknen in gantzer Zeit abzuwarthen Fr. 67. 10. Für Holz und Kerzen in 6 Gemächer Fr. 95. Des Gesandtschaftssekretärs Rechnung speziell betrug Fr. 2068, wovon die Hälfte von Zürich zu bezahlen war und in obiger Summe inbegriffen ist.

Nicht umsonst hat der Bürgermeister bei einem andern Anlaß geschrieben: "eine Gesandtschaft ist allzit mit großen Kosten begleitet, man bedenke sich also ehe man solche abschicke. Wenn aber die Abordnung geschehen, soll man etwas mehr oder weniger Geld nit achten."

Auch die Tagsatung der evangelischen Orte. die bald in Narau zusammentrat, ließ sich von den Gesandten über ihre Verrichtungen am französischen Hos berichten und sprach denselben ihre Zufriedenheit aus. Aber auch von einer Neihe von Privatpersonen erhielt unser Bürgermeister Briefe mit zustimmenden und belobenden Worten, so vom Abt von St. Gallen und von seinem früheren Acitgesandten Hochreutiner daselbst. Der Syndikus Lesort, der zunächst noch in Paris zu verbleiben hatte, schloß einen Brief mit den Worten: tant il est vrai, que si vous étes l'objet de l'amour de vos citoyens, vous êtes aussi le plus sûr appui de vos alliés et amis. Selbst der französische Gesandte in der Eidgenossenschaft, Tambonneau, versicherte einmal mündlich Escher, daß sein sestes und sicheres Auftreten in Frankreich einen sehr guten Eindruck hinterlassen, nur habe man sein "Abschiedskompliment wohl gesalzen" gesunden.

Dieses alles trug bazu bei, den Bürgermeister für die Mühe und die Unannehmlichkeiten, die er bei der schwierigen Sendung gehabt hatte, einigermaßen schadlos zu halten, allein zu seiner innern Befricdigung mangelte doch ein wesentliches Moment: nämlich eine günstige Wendung des Genfergeschäfts sclbst. In dieser Beziehung glaubte man zwar am Ansang des Jahres einige Hoffnung schöpfen zu können, doch machte eben der französische Hof zur Bedingung seines Entgegenkommens, daß Bern

hinsichtlich der Werbungen sich seinen Wünschen willfähriger erzeige, dieser Stand aber konnte sich hiezu nicht entschließen, so sehr auch Zürich und die übrigen evangelischen Orte in ihn brangen. Dies hieß man zu Versailles: absichtlich dem großen König Trots bieten und beswegen, sagte der Minister, werde man auch in der Genferangelegenheit nach Willfür verfahren. Umsonst stellte Lefort vor, daß der Handel seiner Stadt und des Kapitels von Annecy mit dem Verhältniß des Hofs zu Bern nicht im Zusammenhang stehe. Jederzeit bekam er zur Antwort, wenn Bern sich frei glaube, halte sich der Monarch auch nicht für gebunden. Wirklich ward im August ein Urtheil wider Genf von dem Parlament zu Dijon ausgefällt und Lefort, der nichts mehr zu hoffen hatte, rüftete sich zur Abreise, als plötzlich eine Aenderung in den Entschlüssen des Hofs vor sich ging und Croissy dem Syndikus anzeigte, daß der König sein Wort halten und wozu ihn der Beibrief von 1658 verpflichte, erfüllen wolle. (Früher hatte man dem klaren Buchstaben zum Trotz eine solche Pflicht beharrlich abgestritten.) Hievon wolle er sich durch das Benehmen der Berner, so sehr er auch dazu Ursache haben würde, nicht mehr abhalten lassen. Das zu Dijon ausgefällte Urtheil ward nicht vollzogen und "Ludwig der Große" ließ sich herab, dem Abgeordneten von Genf eine Audienz, die ihm bisher war abgeschlagen worden, zu ertheilen, seinen Dank anzunehmen und die kleine Republik seines Schutzes und seiner Hulb zu versichern.

So hatte der Bürgermeister auch noch die Genugthuung, den Zweck seiner Sendung erreicht zu sehen. Zum guten Theil war zwar dieser Erfolg den Umständen zuzuschreiben und gab Ludwig XIV. den Genfern und den evangelischen Orten schließlich nach, um sie bei einem allfällig ansbrechenden Kriege mit dem Neich für sich zu haben und auf die schweizerischen Soldtruppen desto eher zählen zu können. Doch ist auch wahr, daß das Auftreten unserer Gesandten in Paris einen für unser Land vortheilhaften Eindruck am französischen Hof gemacht hat. Sie zeigten demselben, daß man im eigenen Interesse gut thue, auch kleinen, wenig mächtigen Freistaaten mit Achtung zu begegnen und sie eher zu

gewinnen als abzustoßen suchen müsse, wenn Männer an deren Spitze stehen, die mit Verstand und Einsicht — Festigkeit des Charakters, Patriotismus und Uneigennützigkeit verbinden; denn solche zu Gegnern zu haben, könnte in schwierigen Augenblicken gefährlich werden. Mit Recht verlangt daher auch heute noch das Schweizervolk von seinen Gessandten, daß sie vor allem die Ehre des Landes wahren und deßhalb, wenn es nicht anders sein kann, zwar der Gewalt weichen, aber nie, etwa gar unter Förderung des eigenen Vortheils, zu demüthigenden Absmachungen Hand bieten.